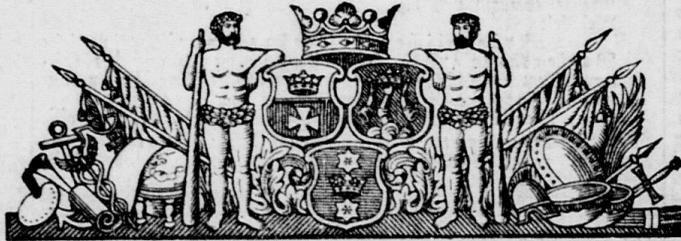


Königsberger Hartungische Zeitung.

Die „Königsberger Hartungische Zeitung“ erscheint täglich in einer Abends- und einer Morgenausgabe, insgesamt wöchentlich zwölf Mal. — Bezugspreis für Königsberg: Vierteljährlich 3 Mark, frei Haus 3,50 Mark; monatlich 1 Mark, frei Haus 1,20 Mark. — Bei der Post: Vierteljährlich 3,75 Mark, monatlich 1,25 Mark (ohne Bestellgeld). Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.



Gründungsjahr der Hartungischen Druckerei (weiland Reukner): 1640.

Anzeigen werden in der Expedition Münchenhofstraße 2, sowie in allen Annoncenbureaus hier und auswärts entgegengenommen und kosten für die einseitige Zeile für den ersten Tag 20 Pfg., für Interimisten außerhalb der Provinz Ostpreußen 30 Pfg. (Arbeitsmarkt und Wohnungsanzeiger 15 Pfg.) Restamen 75 Pfg. Das Beleg-Exemplar kostet 10 Pfg. Fernsprechnummern: Redaktion 1011; Expedition und Verlag 36; Buchdruckerei 3307; Chefredaktion und Direktion 5.

Die Völkerschlacht vor hundert Jahren und das Heute.

Der 18. Oktober ist der Höhepunkt des Befreiungsjahres. Was zum ehrenden Gedächtnis der wiedergewonnenen Unabhängigkeit Preußens und Deutschlands an ehrenden Feiertagen bisher begehren wurde, in Königsberg und Breslau, in Berlin und an anderen Orten, das ist in dem Leipziger Jubeltage, den wir nun miterleben haben, zusammengefaßt und auf einen Gipfel emporgehoben. Auf dem Völkerschlachtfeld kam es in der Tat zum entscheidenden Ringen und zum Niederbruch der napoleonischen Weltbeherrschungspläne, die sich nach der russischen Niederlage des Jahres 1812 trübselig aufzuraffen suchte. Es kann ununterbrochen bleiben, ob Bonapartes Genie am 18. Oktober 1813 verjagte, ob nur die Uebermacht der Verbündeten seine neugeschaffene Armee erdrückte, ob im weiteren Verlauf des Krieges und besonders im Jahre 1815 bei Waterloo noch einmal Schicksalswendepunkte schlugen, und ob erst dann Napoleons Stern endgültig erlosch. Das sind mühselige und fähle Nachrechnungen, die nichts am Facit im Hauptbuch der Weltgeschichte ändern: die Leipziger Schlacht war der Bankrott des napoleonischen Vabanquelspiels.

Wenn von freisheitsfreundlicher Seite in den hohen Ton des Leipziger Wehetages sich ein Klang mischte, der nicht recht zum Ueberfließen der Freude stimmen will, so soll man gegen die Dissonanz nicht das Ohr verschließen. Man soll hinhorchen auf den Unterton, der da mitschwingt, und der den Akkord nicht zerstören kann. Soweit freilich die Sozialdemokratie rein aus dem Geist der Verneinung das Jubiläum der Befreiung protestierend ablehnt, verkleinert und schmälert, kann man mit dem Gefühl des Bedauerns daran vorübergehen. Es ist traurig, daß eine Partei, die in den breiten Volksschichten großen Anhang hat, den Leipziger Gedenktag agitatorisch abstempern möchte, als sei er eine kulturwidrige Verherrlichung von Krieg, Blutvergießen und Massenleiden. Das Gedächtnis jenes europäischen Umschwungs wird nicht begangen, weil er durch Blut und Eisen und Feuer bewirkt wurde. Deutschland feiert den 18. Oktober 1813 von höherer Warte. Das heilige Recht der Selbstbestimmung der Völker ist aus der vom rajeunden Waffentanz zerstampften Wahlstatt emporgewachsen. Darin liegt die unsterbliche Größe der Erinnerung an die bis zum Heldentod ungezählter Scharen hinaufgediehene Begeisterung. Als Friedrich der Große mit seinem kleinen Preußenlande ein halbes Jahrhundert früher gleichfalls gegen eine verbündete Uebermacht seinen Staatswillen behauptete, unterschied sich der Christenklampf Preußens nicht nur durch den kleineren Maßstab der gesamten Einjäger von der Unternehmung Napoleons. Auch der alte Fritz schuf sich wohl eine militärische Rechtsgrundlage, über deren ethische Struktur man streiten könnte, wenn nur die bestehenden Besitzverhältnisse die sittliche Norm bildeten. Aber er wußte sich zu behaupten, baute im Frieden die Errungenschaften des Krieges aus und machte sich nicht an, weiterhin mit dem Loh der Völker nach seiner Willkür schalten und walten zu wollen. Das Spiel der europäischen Kräfte stellte sich deshalb für ihn wesentlich anders als gegenüber der uralten Weltvölker des genialen forschenden Eroberers.

Wohl standen wieder von den vier beteiligten Machtfaktoren drei gegen einen. Es handelte sich jedoch nicht mehr um die Erweiterung oder Eingrenzung der Landesgrenzen eines Einzelstaates, der erst lebensfähig wurde durch einen Gebietszuwachs. Gegenüber der napoleonischen Alleinherrschaft ging es für alle seine Nachbarn auf Tod und Leben, und so mußte bis zur Kampfunfähigkeit gefochten werden, mit der restlosen Hingabe der letzten Kräfte.

Die moderne Nationalidee ist bei Leipzig aus der Not- und Mutiltaufe geboren worden. Sie hat in den hundert Jahren seither das Weltbild bestimmt. Sie ist heute noch das Durchgangsstadium für eine etwaige spätere friedliche Gemeinschaft der Kulturvölker. Darum darf man rückhaltlos den Leipziger Tag preisen, auch wenn die weitere Entwicklung nicht den freiheitlichen Weg einschlug, den die Völker erschlossen zu haben glaubten, als sie das alte bestehende Fürstentum gegen den Wirtgator aus neue feststellten. Es ist wahr: die freiheitlichen Verheißungen, denen Deutschlands beste Geister vertrauten, als das napoleonische Joch zerbrach, blieben unerfüllt. So erklärt es sich, daß eine Geschichtsbetrachtung, die das Volksrecht oben an stellt, zuweilen daran erinnert, daß Napoleon, der Kaiser von Revolutionsgenaden, sich gern der demokratischen Idee bediente, um den unterworfenen Völkern sein Regiment verführerisch erscheinen zu lassen. Es ist viel dürrer und morischer Wust veralteter Zustände in den Stürmen jener Zeiten mit eisernem Kriegsbefehl hinweggefegt worden. Es war eine Aera zugleich der schändlichsten Unterdrückung und einer stellenweise gesteigerten Bürgerfreiheit, und doch ist kein Zweifel, daß eine solche erfüllte und trügerische Scheinfreiheit keine Dauer verleiht. Es fehlte dieser französischen Zwangsbeglückung der Völker der ehrliche Wille und die Achtung des Rechts der andern. Nichts weiter als ein Werbemittel für den napoleonischen Allmachtgedanken sollte die Freiheit der Reufranken sein. Darum mußte sie an ihrer hohlen Wertlosigkeit schließlich zerfallen. Deutschland soll aus eigenem Entschluß und aus eigener Kraft seine fortschrittliche innere Ausgestaltung gewinnen. Nicht als ein Geschenk, sondern als die Frucht der Arbeit und der Einsicht, gleichmäßig hochgehalten von allen Volksgenossen, — so soll die deutsche Freiheit ein natürliches Gebilde sein, eine Notwendigkeit fortschreitender Gesittung, nicht aber eine Gabe, die ein fremder Machthaber uns aufdrängen oder zurücknehmen darf, wie ihm just der Sinn steht.

In der Front des Tages, die wir nicht scheitern wollen, da sie am Ende die Bürgerschaft ist für die allgemeine Wohlfahrt, bewahren wir uns gleichwohl die Feiertimmung, mit der das Fest von Leipzig im ganzen Reich miterlebt worden ist. Wir beschließen die Auseinanderfolge der vaterländischen Gedenktage, ohne kritische Verhütung, in bereitwilliger Anerkennung des Aufstiegs unserer Gesamtsituation, und wir schauen mit Zuversicht, Stolz und Freude in die Zukunft: gut preussisch, gut deutsch, gut freiheitlich.

Die „echt preussischen Leute“ machen mobil.

Der Bund der „echt preussischen Leute“ hat sich jetzt definitiv unter dem Namen „Preußen-Bund“ zusammengenagt und veröffentlicht in der „Nordd. Allg. Ztg.“ einen „Aufruf an alle Vaterlandsfreunde“. Es soll hiernach „ein Bund geschaffen werden, der berufen und befähigt ist, das nationale Gewissen zu festigen und zu stärken, und dauernde Früchte aus der heutigen Feststimmung zu gewährleisten.“

Der Preußen-Bund soll eine „Vereinigung königstreuer deutscher Männer und Frauen“ sein, „die der Ueberzeugung sind, daß die Wahrung preussischer Eigenart, wie sie diesen Staat und das heutige Reich zur heutigen Machtstellung gebracht hat, Pflicht und Aufgabe aller ist, denen die Wohlfahrt des Vaterlandes am Herzen liegt.“ Es wird behauptet, unser Volk sei trotz aller äußeren Erfolge innerlich ärmer geworden, Unzufriedenheit und zerbrechende Kritik greifen immer mehr um sich, ein großes Sehnen gehe durch unsere Zeit, und der Bund sei umfange, die Herzen aus den Niederungen in stolze Höhen zu erheben.

Was wir hier vor uns sehen, ist nichts anderes als der Versuch, die lahmgewordene konservative Agitation unter einer anderen Firma neuzubeleben. Die Aufrechterhaltung der preussischen Eigenart wäre ein Ziel, das auch jeder Liberale umschreiben kann; es fragt sich nur, was man unter dieser Eigenart versteht. Wir verstehen darunter den zähen, festen, nüchternen Sinn, der sich trotz aller äußeren Hindernisse durchsetzt und der bereit ist, die moderne Entwicklung mitzunehmen; diese preussische Eigenart ist verlorper; im preussischen Volke, das es verdient, volle staatsbürgerliche Freiheit zu genießen. Die Herren des Preußenbundes denken aber offenbar bei ihrer Wahrung der preussischen Eigenart in erster Linie an die Aufrechterhaltung der Privilegien, die es vermocht haben, daß die wirkliche preussische Eigenart, die ruhige, schöpferische Kraft und Sicherheit des Volkes, noch nicht zur vollen Entfaltung kommen konnte. Die Unterschriften unter dem Aufruf zeigen deutlich, von welchem Geiste die Leitung des Preußen-Bundes befeht ist. Als Vorsitzender zeichnet der Handelskammerpräsident Rode-Hannover, als Stellvertreter der Generalmajor Rogge-Wernigerode, dessen Name jüngst bei der Erörterung des zweideutigen Verhaltens der Konservativen bei der Reichstagswahl in Halberstadt vielfach erwähnt wurde; weiter sind im vorläufigen Vorstand der urkonservative Graf von der Groben aus dem Abgeordnetenhaus, sein Fraktionskollege Schulze-Bellum, der bekannte Justizrat Eichenbach, sowie ein Graf Hensel, Donnersmard und ein Herr von Meerfeldt-Hüllessem. Unter den weiteren Unterzeichnern finden wir eine große Anzahl von adligen Damen und Herren und viele Pfarrer und Superintendenten.

Soviel wir sehen, handelt es sich ausschließlich um Herren, die der konservativen oder christlich-sozialen Partei angehören. Wir glauben nicht, daß das Programm des Preußen-Bundes eine große Anziehungskraft ausüben wird. Auf dem Wege über die „preussische Eigenart“ und schwungvolle aber wenig innerlichen Gehalt bietende nationale Redewendungen sich für die konservative Weltanschauung

Das Recht ist der Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkür des einen mit der Willkür des anderen nach einem allgemeinen Gesetze der Freiheit zusammen vereinigt werden kann.

Belletristische Wanderungen.

Von Dr. Otto Loehle-Königsberg.
Galante Bücher.

Es ist vielleicht eine Sünde gegen den heiligen Geist der Literaturgeschichte, wenn man eine Besprechung neuer Bücher mit einem kleinen Sympos auf den schönen Einband, in dem sie der Verleger in die Welt hinausschickt, beginnt. — Sei's drum, eine Sünde gegen den heiligen Geist der Bibliophilie (zu deutsch: Büchermarkt, eine kostspielige und sehr ansteckende Krankheit) ist's jedenfalls nicht. Und fast meine ich, mit der Bücherliebe hat dieses Kapitel ebensoviel zu tun, als mit der Literaturgeschichte; denn es mag vielleicht überflüssig erscheinen, über den literaturgeschichtlichen Wert von Büchern zu sprechen, die nun schon drei Jahrhunderte lang den Papierstrom der Bücherproduktion über sich haben hinfluten lassen, aber es ist gewiß nicht überflüssig, allen Bücherfreunden zu sagen, daß ihnen hier ihre Lieblinge in ganz besonders schönem, neuem Gewande entgegen treten. Und Bücher und Frauen haben ja neben anderem auch dieses gemein, daß sie des schönen Gewandes so dringend bedürfen wie das Bild des Rahmens, um der vornehmsten Mittel allgütig ins Auge zu fallen, daß sie ihren Wert erkennen und würdigen. Gibt es doch Menschen, und nicht die unbedeutendsten, die an Frauen und Büchern erst dann ihre rechte Freude haben können, wenn sie ihnen — gut angezogen vor Augen kommen. Von schönen Frauen ist viel, ja eigentlich ausschließlich die Rede in den schönen Büchern, von denen ich heute sprechen darf, von schönen Sinderinnen und galanten Damen einer längst entschwundenen galanten Zeit, die vor unserm Auge wieder aufliebt, wenn wir uns in diese Blätter vertiefen.

Eine Frau, und zwar eine gekrönte, war es, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts an den Gedanken kam, ein dem „Boccaccio“ ähnliches Werk, ein neues „Dekameron“ in französischer Sprache zu schaffen, das dann freilich, als ihr der Tod die fleißige und gewandte Feder bei der 72. Erzählung aus der Hand nahm, nur ein „Septameron“ wurde, und das heute in der Weltliteratur längst unter dem Namen der Erzählungen der Königin von Navarra*) seinen Ehrenplatz hat. Margarete von Valois (1492—1549), in zweiter Ehe mit Heinrich II. Albert, dem König von Navarra vermählt, war nun freilich gewißlich keine galante Dame, und sicher sind es alles andere als etwa eigene ledere Jugenderinnerungen, die sie in ihrem Buche ausplaudert. Wenn trotzdem die Liebe in ihrer rein sinnlichen Form fast ausschließlich im Mittelpunkt dieser unendlich graziösen Novellen steht, so liegt das ebenso an dem gewählten Vorbild als in dem Geiste jenes Zeitalters, das wir ja noch heute mit dem Namen des „galanten“ bezeichnen. Und es muß betont werden, daß in all diesen Geschichten von Verführung, Ehebruch und Ausschweifungen eine feine kluge Hand mit dem sicheren Takt der vornehmen Frau den Griffel führt, die trotz der unlegbaren Schlüpfrigkeit der Stoffe eine gemeine und laszive Tonart nicht aufkommen läßt. Die kluge Königin von Navarra berichtet wohl diese amüsanen Liebesabenteuer, aber sie ist sorgsam darauf bedacht, daß die Tugend darin den Sieg davonträgt, und wo dies nicht der Fall sein kann, da fügt sie wenigstens durch den Mund irgend eines der Erzählenden eine moralische Randbemerkung hinzu. Sie verherrlicht den Ehebruch nicht, tut sie es aber doch einmal, so läßt sich das meist mit bestimmten Anschauungen ihrer Zeit erklären. Gerade für diese Anschauungen aber bietet das Buch, und hierin liegt sein Wert als kulturhistorisches Dokument, eine Fülle von Beispielen und Belegen. Schon die Rahmenerzählung von der eingeregneten Reisegesellschaft, deren Mitgliedern sie ihre Novellen in den Mund legt, ist ein kulturhistorisches Genrebildchen. Und wenn ein Blick in das nahe Empfindungsleben jener Zeit gewährt uns, ferner (um nur ein paar Stichproben herauszugreifen) Sätze wie: „Sie lobten alle Gott, der sich mit den Dienern begnügt hatte (sie nämlich ertrunken waren) und die Herrschaften gerettet hatte.“ oder „Der Verlust der Dienerschaft ist nicht zum Verzweifeln, mögen sie zu erziehen ist“, oder der klassische Ausspruch jenes Ritters, dem seine Frau mit einer Wajschschüssel entgegentritt: „...er käme vom Abtritt, und so läge kein besonderer Grund vor, sich zu waschen“. Und ähnliche feine und amüsanen Streiflichter findet man fast auf jeder Seite. Durch sie werden wir leicht und gleichsam unmerklich an das Verständnis jener Epoche, die der unferen an sich doch so weiten fern liegt, herangeführt. Es ist eine Zeit, von der die Schwere und die Schatten des Lebens genommen scheinen und Heiterkeit und Lebensfreude das Fepier führen. Und über all diesen graziösen Erzählungen von der Liebe Lust und Leid lächelt gleichsam der ewig blaue, wolkenlose, sonnige Himmel Südfrankreichs.

*) Das Septameron, Die Erzählungen der Königin von Navarra, verdeutsch von Karl Theodor Albert Ritter von Riba, illustriert von F. von Bayros. Verlaa Wilhelm Bornaraber-Berlin.

Es ist dieselbe Welt und doch wieder eine andere, in die uns Nicolas de Troyes in seinem „Großen Brüststein“ der neuen Novellen*) führt. Die Zeit der Niederschrift ist ungefähr die gleiche, denn er selbst berichtet in dem umfangreichen Titel seines Wertes: „Mit Schreiben begonnen Anfang 1535“, aber das Milieu, aus dem er stammte und in dem sich naturgemäß auch die meisten seiner Novellen bewegen, ist ein weltverändertes von dem der Königin von Navarra. Nicolas nämlich war ein ehrbarer Sattler in Tours, wie man vermutet am Hofe Königs Franz I., wobei freilich von vornherein bemerkt werden muß, daß die Sattler als Kunsthandwerker galten, also auch Nicolas zweifellos eine gewisse gelehrte Bildung besaßen hat. Sein Buch unterhebt sich auch sehr bemerkenswert durch seine Tendenz von dem der Königin Margot. Wenn Horaz davon spricht, daß die Poeten aut prodesse volunt, aut delectare, so hat die Dichterin des Septameron ihr Buch entschieden mehr auf das delectare, die anmutige Unterhaltung, zugeschnitten und die moralische und satirische Tendenz (wenn man überhaupt von einer solchen sprechen will) auf einzelne Anmerkungen und einige allerdings sehr geschickte und scharfe Seitenhiebe auf die Geisteslosigkeit, besonders die Franziskaner, beschränkt. Anders Nicolas de Troyes. Gewiß wollte auch er unterhalten, aber in erster Linie war es doch die Entrüstung über die Ungerechtigkeiten und die Mißstände seiner Zeit, die dem ehrbaren Handwerker die Feder in die Hand drückten, um sie zu bekämpfen. So ist es hochinteressant, diese beiden Bücher, die die gleiche Zeit, aber von so ganz verschiedenen Gesichtspunkten behandelt, mit einander zu vergleichen. Schildert das Septameron Ausschnitte aus dem Leben der Ritter und Edelleute, so gibt der „große Brüststein“ mehr Erlebnisse des Bürgers, des Bauern und des Landstreichers, es ist weit mehr ein Volksbuch und dementsprechend ist sein kulturhistorischer Wert, dank seiner Vielseitigkeit, vielleicht noch größer als der des Septameron. Auch bei Nicolas spielt das erotische Element eine hervorragende Rolle, aber es dominiert bei weitem nicht mit der Ausschließlichkeit, wie im Septameron. Was er in dieser Art erzählt, ist freilich viel derber, viel — dem Volksgeschmack entsprechend — burlesker und grotesker, wie denn überhaupt sein ganzer Stil selbstverständlich nicht die Grazie und den Charme der gekrönten Dichterin erreicht, dafür aber urwüchtiger und eigenartiger ist. All diese Momente tragen dazu bei, diesen Novellen, von denen uns der Uebersetzer übrigens nur eine kleine Auswahl vorlegt, eine große Ähnlichkeit mit manchen unserer alten Volksbücher zu geben. So erinnern lebhaft an Till Eulenspiegel die erste, zweite, vierte und sechste, an unsere Kinder- und Hausmärchen die zehnte, drei-

*) Nicolas de Troyes, Der große Brüststein der neuen Novellen, überfetzt von Paul Hansmann, mit Originalholzschnitten von Max Arnold. Verlag Georg Müller-München.